

# Das Gedicht der Toten

Thomas Hasel

Roman

Thomas Hasel  
Das Gedicht der Toten

Thomas Hasel

**Das Gedicht  
der Toten**

© 2021 Thomas Hasel

Autor: Thomas Hasel

Umschlaggestaltung: Manuel Kostrzynski

Lektorat, Korrektorat: Andreas Thamm

Übersetzung: Thomas Hasel

Verlag & Druck: tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359

Hamburg

978-3-347-24483-2 (Paperback)

978-3-347-24484-9 (Hardcover)

978-3-347-24485-6 (e-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung. Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Dieses Buch ist all jenen gewidmet, die Liebe in sich spüren,  
die Liebe geben und Liebe empfangen. Und vor allem jenen,  
die das noch nicht können. Amor omnia vincit!*

*“Is there another Life? Shall I awake and find all this a dream? There must be, we cannot be created for this sort of suffering.” (John Keats)*

*„Gibt es ein anderes Leben? Werde ich erwachen und erkennen,  
dass dies alles ein Traum ist?  
Es muss so sein! Wir können nicht erschaffen worden sein,  
um so zu leiden.“*

\*

*“Peace, peace, he is not dead, he doth not sleep -  
He hath awakened from the dream of life -  
‘Tis we, who lost in stormy visions, keep  
With phantoms an unprofitable strife...”  
(Percy Bysshe Shelley)*

*„Seid unbesorgt! Er ist nicht tot und schläft auch nicht -  
Er ist aus jenem Traum, der Leben heißt, erwacht -  
Wir alleine haben, verloren in der Phantasien Licht,  
Mit Geistern sinnlos einen Kampf entfacht...”*

# 1.

## *Küste vor Viareggio, Norditalien, 8. Juli 1822*

Das acht Meter lange Boot namens *Don Juan* wurde in der stürmischen See wie ein Spielzeug hin- und hergeworfen, stieg fast senkrecht zu den Gipfeln der Brandung hinauf und stürzte im nächsten Moment in die Tiefen der Wellentäler hinab, so dass das salzige Wasser alles an Bord überspülte. Mit jedem weiteren Brecher ergoss sich mehr Wasser ins Schiffsinne.

Die drei Männer an Bord krallten sich mit aller Kraft an die beiden Masten und an die Reling, um nicht in die Fluten zu stürzen. Zwei der Männer sahen aus, als habe das Entsetzen über ihre unheilvolle Situation sie in wenigen Augenblicken um viele Jahre altern lassen. Charles Vivian, der Bootsjunge, starrte kreidebleich und voller Angst der nächsten heranrollenden Wellenwand entgegen und schickte ein stummes Stoßgebet in den Himmel. Edward Williams, ein erfahrener Soldat in seinen Dreißigern, hatte zwar dem Tod schon einige Male in der Schlacht Mann gegen Mann ins Auge gesehen. Diesmal jedoch schien jede Rettung zu spät. Die Ahnung, was bevorstand, drückte auch diesem mutigen Mann die Brust zusammen. Dennoch brachte er die Kraft auf, dem dritten Passagier an Bord zuzurufen, er solle endlich versuchen, in das hinter dem Schoner an einem Seil angebundene Beiboot zu klettern. Doch der 29-jährige Percy Bysshe Shelley reagierte nicht. Er stand aufrecht, den hinteren Mast fest umklammert, und bestaunte mit

weit aufgerissenen Augen das erbarmungslose Wirken der Naturgewalt. Wie klein und hilflos war doch der Mensch angesichts dieser Übermacht des Schicksals.

Eine betörende innere Ruhe hatte Shelley ergriffen. In seinem Kopf schwiegen die Stimmen, die er an guten Tagen in klingende Poesie, an schlechten Tagen in düstere Albträume verwandelte. Nur die Verse, die er kurz zuvor in einem kleinen Gedichtband von John Keats gelesen hatte, hallten nach, und er musste über das seltsame Zusammentreffen von Poesie und Wirklichkeit lächeln.

*Darkling I listen; and, for many a time  
I have been half in love with easeful Death,  
Call'd him soft names in many a musèd rhyme,  
To take into the air my quiet breath;  
Now more than ever seems it rich to die...*

*Umdunkelt lausch ich; ich hab' manches Mal  
Mich beinah in den leichten Tod verliebt,  
Gab ihm zarte Namen ohne Zahl,  
Damit die Luft mir ruhiges Atmen gibt;  
Jetzt begreif ich erst, wie schön das Sterben ist...*

„... wie schön das Sterben ist...“, flüsterte Shelley unhörbar. Und doch, dachte er, wie unerbittlich der Tod über den Menschen hereinbricht, so plötzlich und eigensinnig wie das Leben zu Beginn des Daseins. Eben noch segelt man auf hoher See einem Ziel entgegen, liegt ausgestreckt auf den Planken, genießt eine frische Brise, saugt den salzigen Duft des Meerwassers ein, freut sich über die weißen Schaumkronen, die wie Meeresnymphen tanzen, oder versinkt in den Reimen eines Dichters und auf einmal taucht ein

undurchdringlicher, schwarzer Nebel auf, der die dahinterliegenden, tödlichen Klippen verbirgt. Geburt und Tod waren die beiden sich am Meer des Lebens gegenüberliegenden Küsten, die der Mensch niemals würde beherrschen können, auch wenn er jeden Winkel der Welt durchleuchtet oder alle erdenklichen Maschinen erfunden hatte.

„Sie müssen ins Beiboot, Shelley!“

Vermutlich wusste auch Williams, dass Shelley bei diesem Wellengang niemals dorthin gelangen würde. Außerdem würde er seine beiden Begleiter auf keinen Fall auf dem sinkenden Schiff alleine zurücklassen. Die Frage war nicht mehr, wie dem Tod zu entkommen war, sondern vielmehr, wie man die letzten Momente seines Lebens in Würde verbringen konnte. Mit einem Gedicht auf den Lippen? Nein, im Tod gab es keine Worte mehr zu verlieren. Das einzige, was blieb, waren die eigene Kraft und der Wille, sich dem Schicksal entgegenzustemmen. Shelleys Körper spannte sich, zum Kampf bereit, als eine nächste, mächtige, schwarze Woge heranrollte, wie der dunkle Bug eines riesigen Schiffes.

„Sie rammen uns!“, dachte Shelley fassungslos. Ein lautes Bersten ertönte, als brächen Knochen oder der eigene Schädel. Der Mast, den Shelley eben noch umklammert hatte, knickte, als sei er ein dünner Zweig. Shelley verlor das Gleichgewicht. Er versuchte sich im Fallen an der Reling festzuhalten, doch seine Hände griffen ins Leere. In diesem Moment, als sein Körper zur Seite gerissen wurde und über den Rand des Schiffes dem aufgebrachtten Meer entgegenstürzte, wusste Percy Bysshe Shelley, dass die Mächte der Natur immer stärker waren als der Dichter, der sie so eifrig und doch so hilflos in vielen seiner Schriften und Verse in Worte zu bannen versucht hatte. Und während Shelley in das brausende Wasser eintauchte, während er die Arme ausbreitete, als begrüße er einen alten Freund, während

er das salzige Wasser schluckte, nahm ihn die sorgenvolle Frage gefangen, ob er in seinem kurzen Leben alles getan hatte, was getan werden musste, um mit sich selbst versöhnt zu sein. Er hatte einigen Menschen große Schmerzen zugefügt, seelische Qualen. Er hatte viele gegen sich aufgebracht, durch Worte und Taten. Doch war es ihm wenigstens einmal gelungen, die verhärteten Seelen der Lebenden um ihn herum zu berühren? Hatte er zumindest einen Mann und eine Frau von ihren zahlreichen Irrtümern befreien können und ihnen geholfen, durch seine Poesie die Wahrheit zu erkennen? Den Menschen war die Sprache gegeben worden und die Fähigkeit, daraus Poesie zu erschaffen. Dann würden die Menschen in Gottes Namen doch auch in der Lage sein, das Traurige, das Verletzte, das Törichte und das Böse in ihren Herzen zu überwinden und sich der universellen Kraft der Liebe zu öffnen, jener Liebe, die alles Leben durchdrang und miteinander eins werden ließ ...

Shelleys letzter Versuch zu Atmen scheiterte, denn das Meer hatte sich bereits über ihm geschlossen. Bevor Wasser seine Lungen füllte, sah er vor seinem inneren Auge die geliebte Claire in der Ferne, die schöne Jane Williams an Land und seine Frau Mary, die vermutlich voller Sehnsucht auf die Rückkehr ihrer Männer warteten, während diese im Begriff waren, sich bald in aufgedunsene Wasserleichen zu verwandeln.

## 2.

*As I lay asleep in Italy  
There came a voice from over the Sea.  
And with great power it forth led me  
To walk in the visions of Poesy.*

*Als einst ich in Italien schlief  
Eine laute Stimme vom Meer mich rief.  
Sie drängte mich mit Energie  
Zu wandern in den Visionen der Poesie.*

Die Strahlen der Nachmittagssonne fielen durch die Zweige der Zypressen und Pinienbäume auf eine Ansammlung von Gräbern, die zwischen blühenden Oleandersträuchern, Buchsbaumhecken und Olivenbäumen über ein leicht abfallendes Gelände verteilt waren. Während außerhalb der Mauer, die den Friedhof umgab, das hektische Treiben einer modernen Großstadt herrschte, schien hier die Zeit still zu stehen, konserviert in Dutzenden von Gräbern und verzierten Sarkophagen.

Eine lähmende Hitze lag über Rom. Auf einer verwitterten Grabplatte streckte eine schläfrige graue Katze ihre Pfoten weit von sich. In der Nähe schlich ein schwarzer Kater um einen marmornen Sarkophag. Bis auf die Katzen, die laut knarrenden Zikaden, Mückenschwärme in der Luft und einige Vögel in den Bäumen und

Eidechsen, die über die Erde und die Steine huschten, gehörte der Friedhof an diesem ungewöhnlich heißen Tag allein den Toten.

Das änderte sich, als ein Mann schwitzend und leicht torkelnd durch die kleine Friedhofspforte trat. Er war auf der Suche nach einem schattigen Ort, an dem er sich ausruhen konnte, denn die brütende Hitze und zwei Gläser Whiskey sowie zwei Flaschen Bier, die er sich zur Mittagszeit in einer Bar genehmigt hatte, hatten seine Sinne benebelt und gaben ihm das bedrückende Gefühl, die Erdanziehungskräfte hätten sich innerhalb kurzer Zeit verdreifacht. Der Mann, Benjamin Heller, stapfte etwas orientierungslos über die schmalen Kieswege. Er hatte erwartet, hinter den Steinmauern einen Park vorzufinden und betrachtete etwas verwundert die Gräber. Er mochte Friedhöfe nicht besonders. Sie erinnerten ihn zu sehr an den Tod. Nun aber fühlte er sich so kraftlos und müde, dass ihm jede halbwegs waagerechte Fläche zum Schlafen geeignet schien. Schließlich entdeckte er am Rand des Friedhofs im Schatten der hohen Stadtmauer eine glatte Steinplatte, die ihm in seinem Zustand für ein kurzes Nickerchen geeignet schien. Ächzend ließ er sich auf ihr nieder, schloss die Augen und schlief fast augenblicklich ein.

Benjamin Heller träumte, was für ihn ungewöhnlich war. Zumindest erinnerte er sich seit Jahren selten an das, was sich in seinem Geist während des Schlafs abgespielt hatte. Diesmal war es anders, vielleicht, weil mitten in seine Träume hinein nach gut einer halben Stunde Schlaf ein Schmerz in seinen Körper fuhr, genauer in sein Schienbein. Dazu erklang eine hohe, weibliche, streng klingende Stimme.

„Aufwachen! Wachen Sie sofort auf!“

Benjamin Heller ächzte, als er wieder einen kurzen, harten Schlag am Schienbein spürte. Das bleierne Gefühl in seinen Gliedern wich zögerlich, schattige Umrisse verdichteten sich über ihm. Mühsam

rührte er einen Finger, dann noch einen. Sein Mund war ausgetrocknet, der Geschmack vom Alkohol schal, Hemd und Hose klebten am schweißnassen Körper. Heller knurrte, als die Stimme ihn ein weiteres Mal aufforderte, unverzüglich aufzustehen. Im Gegenlicht der Sonne und vor dem Hintergrund der dunklen Bäume erkannte Heller die Silhouette einer nicht allzu großen Gestalt. Mühsam richtete er den Oberkörper von der harten Steinplatte auf und rieb sich die Augen. Sein Rücken schmerzte. Die Person vor ihm schien merkwürdig zu schwanken.

„Verfügen Sie denn über keinen Funken Anstand?“, giftete die schrille Stimme in einem sehr britisch betonten Englisch. Bevor Heller sich die rüde Ansprache verbitten konnte, setzte die Stimme vorwurfsvoll nach:

„Sie können sich doch nicht auf einem Grab schlafen legen. Vor allem nicht auf diesem.“

Heller grunzte unwillig. Er blickte unter sich, sah Buchstaben, die in die Steinplatte eingraviert waren, und kratzte sich am unrasierten Kinn. Er wollte etwas erwidern, doch seiner ausgetrockneten Kehle entwich nur ein heiseres Krächzen. Die Augen mit der flachen Hand vor dem grellen Licht abschirmend, versuchte er, die Frau zu mustern. Das erste Detail, das er ausmachen konnte, war ein breitkrempiger Strohhut, der ihr Gesicht beschattete. Dann sah er das bunt geblümete, kurzärmelige Kleid, das die Frau trug und das fast bis zum Boden reichte. Am Hals war es hoch geschlossen, ansonsten jedoch so weit geschnitten, dass es beinahe einem Sack glich. In ihrer linken Hand hielt die Frau einen kleinen Blumenstrauß. Es dauerte noch einen Moment, bis Hellers Augen sich an das helle Licht so gewöhnt hatten, dass er in dem ovalen Gesicht über sich Konturen ausmachen konnte. Die Frau trug eine Brille mit schwarzem Gestell. Ihr Gesicht war bleich und die blauen

Augen hinter den Gläsern wirkten kalt und streng. Heller glaubte zwar, ansehnlich geschwungene Lippen und ein paar hübsche Details in ihren Zügen ausmachen zu können, doch die Mundwinkel der Frau waren verächtlich nach unten gezogen. Ihre Haare hatte sie nach hinten gekämmt und zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Er schätzte ihr Alter auf Ende Zwanzig.

„Stehen Sie endlich von diesem Grabstein auf“, zischte die Frau.

Heller räusperte sich und sprach: „Mir ist gar nicht aufgefallen, dass das ein Grab ist. Aber der Verblichene dürfte kaum etwas dagegen haben, wenn ich hier ein Nickerchen mache. Oder glauben Sie an rachsüchtige Geister?“

„Sie unverschämter Mensch!“, blaffte die Frau. „Sie entweihen das Grabmal eines großen, britischen Poeten.“

„Schreien Sie nicht so! Davon kriege ich Kopfweh.“

Er blickte noch einmal unter sich, dann erhob er sich schwerfällig von der Steinplatte. Als er stand, betrachtete er mit müden, brennenden Augen und leicht schwankend die Buchstaben, die zu seinen Füßen in die schmutzig-weiße und teilweise mit Flechten bewachsene Platte eingraviert waren. Ihre Bedeutung erschloss sich ihm nur sehr begrenzt.

PERCY BYSSHE SHELLEY  
COR CORDIUM  
NATUS IV AUG: MDCCXCII  
OBIIT VIII JUL. MDCCCXXII

Nothing of him that doth fade  
But doth suffer a sea=change  
Into something rich and strange.

Heller zuckte mit den Achseln. „Sollte man wissen, wer hier unter der Erde liegt?“

Die junge Frau wirkte erst erschrocken, dann ungläubig.

„Jeder halbwegs gebildete Mensch weiß, wer Percy Bysshe Shelley ist. Selbst, wenn man nicht aus dem angelsächsischen Kulturraum stammt. Aber ich denke, Shelley würde ohnehin keinen Wert darauf gelegt haben, von einem Idioten gekannt zu werden.“

„He!“, rief Heller und runzelte in einem Anflug von Ärger die Stirn. „Warum so unfreundlich?“

„Steigen Sie endlich da runter, Sie dumpfgeistiger Teutone!“, blaffte die Engländerin ungeduldig.

„Jetzt werden Sie auch noch fremdenfeindlich. Und woher wollen Sie überhaupt wissen, woher ich komme?“

„Ihren schwerfälligen Akzent erkennt sogar ein Tauber“, sagte die Frau spöttisch.

Dumme Kuh, dachte Heller, der auf seine englische Aussprache recht stolz war, und suchte vergeblich nach einer schlagfertigen Erwiderung. Ihm fiel nichts Geeignetes ein und so sagte er bloß: „Ist der Kerl etwa so etwas wie ein britischer Nationalheiliger?“

Die Engländerin musterte ihn abschätzig und murmelte kaum hörbar: „Das Land der Dichter und Denker: Dass ich nicht lache!“

„So wichtig scheint der Typ nicht gewesen zu sein, wenn kein Mensch ihn mehr kennt“, erwiderte Heller herausfordernd.

„Sie kennen ihn nicht!“, sagte die Frau. „Percy Bysshe Shelley ist einer der wichtigsten romantischen Poeten Englands und hat sich mit seinem Werk unsterblich gemacht.“

„Unsterblich scheint der Kerl nicht zu sein, sonst wäre er nicht tot, Schätzchen! Außerdem lesen nur Spinner Gedichte. Und dreizehnjährige Mädchen vielleicht. Aber Sie dürften deutlich älter sein.“

„Sie haben keine Ahnung von der Bedeutung der Poesie, deshalb sollten Sie zu diesem Thema Ihren Mund halten.“

„Wenn ich Sie so betrachte, habe ich das Gefühl, Gedichte zu lesen, ist schrecklich frustrierend. Es macht jedenfalls nicht sexy. Und offensichtlich auch nicht besonders glücklich.“

Zufrieden stellte Heller fest, dass seine Worte nicht ganz wirkungslos blieben. Die Unterlippe der Engländerin begann zu beben und ihm schien, als würden ihre Augen feucht. Sie senkte den Blick und sah auf Hellers Schuhe, die immer noch auf der Grabplatte standen. Mit beinahe hilflos klingender Stimme sagte sie: „Steigen sie nun endlich von Shelleys Grab?“

Heller zögerte kurz, dann tat er es. Die Frau wich augenblicklich einen Schritt zurück und verzog das Gesicht.

„Sie stinken nach Alkohol! Und das am helllichten Tag.“

„Na und?“, erwiderte Heller. „Was geht Sie das an?“

Er blickte an der Engländerin herab, deutete auf den Strauß aus weißen und violetten Blumen in ihren Händen und sprach: „Sind die für mich?“

„Lassen Sie mich in Frieden!“, zischte die Frau.

Sie wandte sich um und lief mit schnellen kurzen Schritten zwischen den Gräbern davon. Heller sah ihr hinterher, bis die kleine Person aus seinem Gesichtsfeld verschwunden war. Er war sich nicht sicher, ob er über ihren Auftritt lachen oder sich über ihre Frechheit ärgern sollte. Für beides fühlte er sich eigentlich zu schlapp. Er blickte sich um und versuchte sich zu erinnern, aus welcher Richtung er gekommen war und wo der Ausgang des Friedhofs lag. Weil er es nicht mehr genau wusste, stapfte er auf einem Pfad zwischen den Gräbern und der alten Stadtmauer entlang. Gut dreißig Meter weiter gelangte er an eine gelb getünchte Mauer, hinter der sich eine weißgraue Pyramide erhob, so hoch wie

ein zweistöckiges Haus. Er trat durch eine kleine Pforte in der Mauer und stieß dahinter auf eine Wiese, auf der sich zwischen Dutzenden von Bäumen und Büschen weitere steinerne Gräber befanden.

Auf der Suche nach dem Friedhofsausgang folgte Heller einem schmalen Weg aus weißen Steinquadern, die in den Rasen eingelassen waren. Er hatte nur wenige Schritte gemacht, als er durch eine Reihe von Sarkophagen und Grabskulpturen gut zwanzig Meter entfernt die junge Frau entdeckte. Sie kniete vor einem Grab, mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen, als würde sie beten. Ihre Augen hatte sie geschlossen und sie bewegte stumm ihre Lippen. Heller zögerte kurz. Die erste Begegnung war anstrengend genug gewesen und doch hielt er inne und beobachtete sie. Langsam näherte er sich ihr. Als er fast bei ihr war, ergriff die junge Frau den Blumenstrauß, den sie neben sich ins Gras gelegt hatte, und legte ihn behutsam auf das linke von zwei Gräbern, hinter denen zwei fast identisch aussehende grauweiße Stelen aus der Erde ragten. Beide waren an ihrer oberen Kante abgerundet. Auf dem rechten Gedenkstein war das Relief einer Farbpalette und eines Pinsels zu sehen, auf dem linken das einer Leier oder Harfe. Darunter stand in verblassten Buchstaben ein englischer Text, den Heller von seiner Position aus nur bruchstückhaft entziffern konnte. *This Grave* war dort eingraviert, und ein wenig darunter in Großbuchstaben YOUNG ENGLISH POET. Dann folgten einige kleingeschriebene Wörter, bis fast am Fuße des Grabsteins ein merkwürdiger Satz zu lesen war:

*Here lies One  
Whose Name was writ in Water*

Heller kratzte sich an der Stirn. Hier liegt einer, dessen Name im Wasser geschrieben wurde? Was war das für ein Blödsinn? Er versuchte das Datum am unteren Ende des Grabsteins zu entziffern: Feb. 24th 1821.

Heller räusperte sich. Die kniende junge Frau zuckte zusammen und fuhr herum. Ihre Augen hinter den Brillengläsern waren tränennass. Sie schien ihn im ersten Moment nicht wiederzuerkennen, dann aber wich schlagartig das Weiche und Verletzliche, das sich auf ihrem Gesicht einen Moment lang gezeigt hatte, und sie funkelte Heller zornig an.

„Was wollen Sie schon wieder?“, fragte sie in scharfem Ton und erhob sich sofort. Heller setzte eine ernsthafte Miene auf und sagte:

„Mir ist etwas eingefallen, das Sie interessieren könnte. Es ist ziemlich rätselhaft.“

Die junge Frau musterte Heller misstrauisch, als sie aber nichts erwiderte, fuhr er fort: „Ich weiß, es klingt verrückt. Aber als ich auf dem Grab von diesem Shelley schlief, hat der mich tatsächlich im Traum heimgesucht. Er hat sogar zu mir gesprochen.“

Die junge Frau blickte erst ungläubig, dann argwöhnisch und schließlich nahm ihr Gesicht einen zutiefst feindseligen Ausdruck an.

„Reden Sie keinen Unsinn!“, schnappte sie.

„Doch! Es ist wahr“, verteidigte sich Heller. „Er hat zu mir gesprochen und mir gesagt, ich solle ihm einen kleinen Dienst erweisen und ein Gedicht für ihn aufschreiben. Ein Liebesgedicht!“

Heller fiel es schwer, nicht laut loszulachen. Als er sah, welche Wirkung seine fantastische Lüge auf die junge Frau hatte, drohte ihm jedoch fast seine Selbstbeherrschung verloren zu gehen. Denn kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, da erblasste sie noch mehr und starrte ihn an, als sei er der Teufel persönlich.

„Das ... das ist nicht wahr“, stammelte sie. „Das ist nicht möglich.“

„Aber wenn ich es Ihnen doch sage! Percy Dingsbums Shelley hat mich auserkoren, um ein Liebesgedicht für ihn aufzuschreiben. Es soll magische Wirkung haben.“

Was hinter der Stirn der jungen Frau vor sich ging, war kaum zu erraten. Doch es war offensichtlich, dass Heller sie mit seiner Geschichte vollkommen durcheinander brachte. Schließlich schüttelte sie energisch den Kopf.

„Das kann nicht sein! Sie lügen mich an.“

„Ich würde Sie niemals anlügen“, sagte Heller und setzte eine Unschuldsmiene auf. Zu seinem Erstaunen schien sich die junge Frau ihrer Sache überhaupt nicht sicher zu sein. Mit ernstem Gesicht sah sie zu Boden. Heller freute sich über die Wirkung seines Märchens, konnte aber kaum fassen, wie leicht die Engländerin aus der Ruhe zu bringen war. Was war nur mit ihr los? Warum besuchte sie die Gräber toter Dichter und vergoss dort stille Tränen? War sie einsam? Oder ein bisschen verrückt?

„Wissen Sie was?“, sagte Heller und nickte in Richtung des Grabsteins mit der Leier. „Ich lege mich jetzt auch auf diesem Dichter hier schlafen, dann spricht der ebenfalls im Traum zu mir. Was halten Sie davon?“

Die junge Frau schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Zornesröte stieg ihr ins Gesicht und sie ballte drohend die Fäuste.

„Wenn Sie es wagen, die Ruhestätte von John Keats zu schänden, rufe ich die Polizei.“

Sie schickte einen vernichtenden Blick hinterher, bevor sie mit schnellen Schritten über die Wiese davonlief.

Heller leckte sich über die trockenen Lippen, während er die schmale, seiner Ansicht nach so unvoreilhaft gekleidete Frau über das Gras davoneilen sah. Er kramte seine Zigaretten aus der Hemdtasche und zündete sich eine davon an. Während er den Rauch tief in die Lunge zog, betrachtete er den Strauß weißer Gänseblümchen und Veilchen, den die Frau auf dem grün bewachsenen Grabhügel niedergelegt hatte. In der Hitze würde er innerhalb weniger Stunden vertrocknet sein. Heller las die Inschrift auf dem grauen Stein und übersetzte.

*Dieses Grab  
Enthält alles Sterbliche  
Eines  
JUNGEN ENGLISCHEN POETEN  
Der,  
Auf seinem Totenbett  
In der Bitterkeit seines Herzens  
Und unter der böartigen Macht seiner Feinde  
Wünschte  
Dass diese Worte auf seinem Grabstein eingraviert würden  
HIER LIEGT EINER  
DESSEN NAME IN WASSER GESCHRIEBEN WURDE  
24. Februar 1821*

Heller schüttelte den Kopf über diese gestelzte Sprache, rauchte gemächlich seine Zigarette zu Ende und schnippte sie dann hinter das Grabmal.

„Ruhe sanft, Du armer Poet“, sagte er leise.

### 3.

*Piazza di Spagna, Rom, Italienische Halbinsel, 25. Januar  
1821*

Joseph Severn steckte den rostigen Schlüssel ins Schloss der hölzernen Tür aus unebenen Bohlen und drehte ihn herum. Als er ins Dunkel des kleinen Vorraumes eintrat, fragte er sich, wie viele Male er noch durch diese Pforte treten, wie oft den Duft von Moder und kaltem Stein einatmen würde, bevor der Tod auch ihn aus diesem Haus trieb. Severn stieg leise und mit vor Aufregung klopfendem Herzen über die Schwelle in den Hauptraum der Wohnung, der mit einem schweren dunkelgrünen Vorhang in zwei Hälften geteilt war. Hinter dem Vorhang waren schlurfende Schritte auf dem steinernen Boden zu hören. Im nächsten Moment erklang eine hohe Stimme.

„Chi è?“

„Ich bin es, Signora Angeletti. Joseph Severn!“

Der Vorhang bewegte sich, und an der Stelle, wo sich die beiden Teile des schweren Stoffes trafen, tauchte das runzlige, gebräunte Gesicht Anna Angelettis auf, der Besitzerin der kleinen Privatpension, in der der Engländer mit seinem Freund untergekommen war. Die kleinen, wässrigen Augen der alten Frau musterten Severn, als stünde ein Fremder vor ihr, dem es mit Vorsicht zu begegnen galt. Schließlich aber nickte sie und zog sich in ihrem verschlissenen Arbeitskittel wieder hinter den Vorhang

zurück. Severn schritt durch den dunklen Salon auf eine weitere Tür zu und drehte behutsam an deren Knauf. Er gelangte in ein großzügig bemessenes Zimmer, in dem der Geruch von Krankheit und Tod hing. Die Hoffnungslosigkeit schien sich wie eine Staubdecke über Wände und Möbel gelegt zu haben. In einer Ecke entdeckte Severn die grauhaarige englische Krankenschwester, die ihm seit ein paar Tagen bei der Pflege seines Freundes half. Nur deshalb hatte er es überhaupt gewagt, die Wohnung zu verlassen. Doch es ging mittlerweile nicht mehr darum, den Kranken zu heilen. Es ging nur noch darum, ihn möglichst sanft bis zu jener Klippe zu begleiten, hinter der das Leben ein Ende fand.

Die Krankenschwester saß auf einem der zwei Holzstühle im Zimmer und putzte ein Paar Stiefel. Mit Verwunderung erkannte Severn, dass es sich um Keats' Stiefel handelte. Als hätte der Bettlägrige noch die Kraft, einen Spaziergang zu unternehmen. Die Schwester unterbrach ihre Arbeit für einen Moment, sah mit ernstem Blick auf und erwiderte, als hätte sie Severns Gedanken erraten:

„Ganz gleich, wohin der Weg des jungen Herrn von hier aus führen wird, seine Stiefel sollten glänzen.“

Severn nickte stumm.

„Wie geht es ihm?“, fragte er leise.

„Er schläft“, erwiderte die Krankenschwester. Ihr Gesicht verdüsterte sich, als hege sie einen geheimen Groll, dann ergänzte sie mit leiser Empörung in der Stimme: „Zumindest bat er mich, das Zimmer zu verlassen, damit er schlafen könne.“

Severn nickte betrübt und wandte sich ab. Er ahnte, dass Keats nur einen Vorwand gesucht hatte, um alleine zu sein. Nachdenklich nahm er seinen Hut vom Kopf und legte ihn zusammen mit dem Gehstock leise auf das Pianoforte, das er gemietet hatte, um sich zu zerstreuen und Keats zu unterhalten. Dann schlüpfte er aus seinem

Mantel, legte ihn über den freien Stuhl und trat an Keats' Tür. Fast lautlos schob er sie einen Spalt breit auf und lugte hinein. Obwohl eines der beiden Fenster geöffnet war, schlug ihm sofort der Gestank von Schweiß und der leicht metallische Geruch von Blut entgegen. Severn vernahm das rasselnde Atmen seines Freundes.

Keats schlief nicht. Er starrte mit einem erbarmungswürdig traurigen Gesichtsausdruck an die Zimmerdecke, die mit blau und golden bemalten Blumenreliefs verziert war. Als er Severn bemerkte, wandte er leicht den Kopf, seine Züge entspannten sich und er rang sich ein Lächeln ab.

„Severn!“, sagte er mit zärtlicher, doch kraftloser Stimme. „Treten Sie ein!“

Severn folgte der Aufforderung und warf einen kurzen Blick zum geöffneten Fenster, durch das die Geräusche des Platzes davor hereindrangen: das Klappern von Pferdehufen, die lauten Stimmen der Römer, das Rufen eines Wasserverkäufers, das Plätschern des nahen Brunnens und das Zwitschern der Vögel. Wie sehr hatte Keats den Ausblick von hier auf die Spanische Treppe geliebt. Wie optimistisch hatte er an dem Tag in die Zukunft geblickt und von seiner Genesung geträumt, als er die breite Treppe bis zur Kirche emporgestiegen war. Kaum zwei Monate war das her. Nun aber war von diesem kurzen Aufglimmen der Lebenskraft kaum noch etwas übriggeblieben.

Severn wandte sich seinem fahlhäutigen Freund zu, der angestrengt versuchte, den abgemagerten Körper ein wenig aufzurichten. Sofort sprang Severn herbei, schob seinen Arm fast zärtlich hinter Keats' Rücken und half ihm, sich vorzubeugen. Der Kranke schien in den vier Stunden seiner Abwesenheit noch leichter geworden zu sein. Severn zog das Kissen ein wenig nach oben und drückte es an das Kopfende des Bettes, damit sich Keats anlehnen

konnte. Keats hustete, keuchend, nach Luft schnappend, mit schmerzverzerrtem Gesicht. Als der Anfall vorüber war, standen ihm glänzende Schweißperlen auf der Stirn. Er zitterte am ganzen Leib. Feine Blutspritzer hatten sich wie von einem Pinsel geschüttelt über die Bettdecke verteilt. Severn nahm ein Tuch und tupfte die feinen Blutfäden vom Kinn des Tuberkulosekranken. Er spürte, wie sich Tränen in seinen Augen ihren Weg bahnten. Keats' Zustand war herzerreißend. Der junge Dichter sah ihn aus seinen tief in den Höhlen liegenden Augen erwartungsvoll an. Severn wusste, was Keats von ihm wissen wollte.

„Es ist wunderschön“, sagte Severn mit sanfter Stimme. „Eine Wiese, die direkt an der Stadtmauer liegt. Eine weiße Pyramide überragt sie, in der ein alter römischer Patrizier namens Caius Cestius vor langer Zeit beerdigt wurde. Die Wiese ist mit zahllosen Blumen übersät, mit Gänseblümchen und Veilchen. Die Veilchen wachsen sogar auf den Gräbern.“

Severn unterbrach die Erzählung, verwirrt durch den enthusiastischen Klang seiner eigenen Stimme, ganz so, als wolle er dem Dichter den Ort, der seine letzte Ruhestätte sein würde, anpreisen. Mehr noch berührten ihn aber die tränenglänzenden Augen seines Freundes. Keats starrte abwesend ins Nichts, als sehe er den Friedhof in diesem Moment vor sich, und nun bemerkte Severn den ovalen, glattpolierten, rotbraunen Karneolstein in Keats' Hand, den er zärtlich umfasste, wie die Hand der geliebten Frau, die ihm dieses Andenken bei ihrem Abschied überlassen hatte.

„Gänseblümchen, sagen Sie?“, sprach Keats schließlich. „Und Veilchen auch?“

Severn nickte.

„Entzückend“, sagte Keats mit weicher Stimme. „Welche Blume ist schöner als das zartgliedrige Veilchen?“ Er lächelte wieder und

sagte leise: „Mir ist, als spüre ich die Blumen schon über mir wachsen.“

Severn konnte nicht anders, als zur Seite zu blicken und sein Gesicht zwischen den Händen zu vergraben, damit Keats seine Tränen nicht sah. Nachdem er sich wieder gesammelt hatte, beeilte Severn sich zu sagen:

„Ich habe auch eine Ziegen- und Schafsherde und einen jungen Hirten auf der Wiese gesehen. Ganz friedlich grasen sie, während über ihnen die Vögel singen. Es ist...“, Severn suchte nach den richtigen Worten, „...ein so friedvoller Ort.“

Er scheute sich, das Wort Friedhof auszusprechen. Es klang zu sehr nach Endgültigkeit.

„Ziegen und Schafe“, sagte Keats flüsternd. „Wie gerne würde ich ihr Meckern hören. Das Getrappel ihrer Hufe über mir, das Rascheln des Grases.“ Er runzelte die Stirn und wirkte plötzlich besorgt.

„Die Ziegen werden doch nicht die Veilchen fressen?“

Draußen wieherte ein Pferd und eine tiefe, kräftige Männerstimme begann zu schimpfen. Severn schüttelte stumm den Kopf.

Keats seufzte. Den Blick wieder dem jungen Maler zuwendend, der ihm seit ihrer Abfahrt aus England vor vier Monaten treu zur Seite stand, sagte er:

„Das stille Grab wird mir die erste wirkliche Ruhepause meines Lebens gewähren.“

Severn saß still, betrachtete den jungen Dichter, dem jeglicher Ruhm verwehrt geblieben war, und fragte sich, warum der Tod so ungerecht war.

## 4.

Mit brennenden Augen, klopfendem Herzen und pochenden Schmerzen hinter den Schläfen stieg Benjamin Heller die schmale, steile Treppe hinauf. Sie führte in das erste Stockwerk des kleinen Hotels, in dem er untergekommen war. Flackernde Neonröhren erleuchteten die mit einem fleckigen Teppich ausgelegten Stufen. Der Aufstieg ließ ihn keuchen und trieb ihm Schweißperlen auf die Stirn.

Angesichts seines Zustands ahnte Heller, dass es ziemlich überflüssig gewesen war, sich nach dem Friedhofsbesuch in einer Bar weitere drei Gläser Bier zu genehmigen. Er musste die Sauferei einschränken, zumal bei dieser Hitze. Aber er hatte zum Trinken guten Grund. Mehrere gute Gründe sogar.

Als er endlich die erste Etage des schäbigen Hotels erreichte, das er gestern früh nach einer zweiundzwanzigstündigen Busreise nahe dem römischen Hauptbahnhof gefunden hatte, hielt Heller schnaufend inne und lehnte sich an eine Wand. Während er versuchte, Atem zu schöpfen, blickte er in den schummrigen Raum vor sich. Eine mit gelbbraunem Stoff bespannte Lampe an der Decke tauchte ihn in milchiges Licht. Die alte Frau, die ihn gestern hier empfangen hatte, war nirgends zu sehen. Hinter der Theke hingen an einem mit zwölf Nummern beschrifteten Brett die Schlüssel für die Hotelzimmer. An der Wand hinter einer verschlissenen Sitzecke klebte ein vergilbtes Plakat, auf dem unter einer Ansicht des Colosseums der Schriftzug ROMA zu lesen war. Die Fotografie musste einige Jahrzehnte alt sein, denn die davor geparkten Autos

gab es schon lange nicht mehr. Aus der gleichen Zeit schien auch das Telefon auf der Theke zu stammen. Die Wählscheibe war mit einem winzigen Schloss gesichert. Drei Türen gingen von dem Raum ab. Eine führte geradewegs in die Wohnung der alten Besitzerin. Eine zur Treppe nach unten und eine zur Treppe, über die man zu den Gästezimmern der oberen drei Etagen gelangte.

Obwohl sich Ende August unzählige Touristen in Rom aufhielten, schien in diesem Hotel kaum ein Zimmer belegt zu sein. Heller wunderte sich darüber kaum, denn ein derart abgewohntes und altmodisches Etablissement hatte er in einer Hauptstadt der westlichen Welt noch nie gesehen. Vermutlich verfügte das Hotel weder über eine eigene Website, noch wurde es von Reiseagenturen angeboten. Das war verständlich, denn die schmutzige, nach Urin und Abfall stinkende Gasse, in der das Hotel lag, war ebenso abschreckend wie seine heruntergekommene Fassade.

Heller hatte es zufällig entdeckt und hätte es unter anderen Umständen nicht einmal dann ausgewählt, wenn man ihm für zwei Wochen kostenlose Übernachtung gewährt hätte. Doch in diesem Fall spielte die Ästhetik keine Rolle. Nur zwei Kriterien waren für seine Entscheidung ausschlaggebend gewesen: Es sollte so günstig und so unauffällig wie möglich sein. Ohne den unregelmäßig und schwach aufflackernden, neonroten Schriftzug über dem unscheinbaren Eingang, dessen E und L des Wortes HOTEL und A in FLORA komplett ausgefallen waren, hätte Heller das Haus vermutlich gar nicht bemerkt. Es glich einem billigen Stundenhotel und als das wurde es sicherlich auch immer wieder genutzt. Für Heller war dieser Ort gerade richtig. Hier würde ihn niemand finden. Vor allem nicht Vladimir Brokman und seine Schläger, denen er in Frankfurt nur knapp entkommen war. Vermutlich hatten Brokmans Leute inzwischen seine Wohnung ausgeräumt, das

wenige Wertbare gestohlen und den Rest zu Kleinholz verarbeitet. Das war bedauernd, aber Heller würde dorthin ohnehin nicht mehr zurückkehren können. Und die wirklich wertvollen Sachen, seinen Fernsehapparat, seine Spielekonsole und seinen Computer, hatte er schon vor Wochen versetzt. Leider für viel zu wenig Geld. Er hoffte nur, dass sie seine drei Goldfische in Ruhe gelassen oder zumindest mitgenommen hatten. Tick, Trick und Track hatten etwas Besseres als den Tod verdient.

Hellers Atem hatte sich inzwischen beruhigt, er löste sich von der Wand und ging hinüber zur Theke, hinter der er seinen Schlüssel mit der Nummer 11 hervorholte. Die Zahl war mit einem schwarzen Stift auf ein Holzstück gemalt, das an einer Kordel am Schlüssel baumelte. Kaum hatte er ihn in der Hand, da vernahm Heller ein Klappern und leise Musik aus der Wohnung der Hotelbesitzerin. Er wollte ihr nicht begegnen, denn sie roch nach süßlichem Parfüm, Bratfett und Mottenpulver. Außerdem verstand er nicht, was sie sagte.

Heller stieg behäbig die schmale Treppe in die oberen Etagen hinauf. Als er im dritten Stock angekommen war, schlurfte er durch den fensterlosen, aber zumindest von ein paar surrenden Neonröhren erhellten Korridor zur Tür seines Zimmers. Zweimal verfehlte er das Schlüsselloch, bevor es ihm gelang, die Tür zu öffnen. Mit dem Fußabsatz stieß er die Tür hinter sich zu, stolperte zum Bett und warf sich, ohne die zerschlissene Tagesdecke zurückzuziehen, auf die durchgelegene Matratze.

„Francesco!“ rief eine Frau im Innenhof, zwei Katzen kreischten und von irgendwoher dudelte Musik.

Heller nahm wahr, wie sein Körper rasch schwerer wurde und das monotone Tropfen des Wasserhahns, das aus dem Badezimmer zu ihm drang, in der Ferne verhallte. *Das Schlafen*, dachte er, *ist*

*eine kluge Erfindung, es lässt einen alle Sorgen vergessen.*  
Zumindest für eine Weile.

Kurz kam ihm die Frau vom Friedhof wieder in den Sinn, doch der Gedanke an sie wurde durch die brutale Visage und die fetten, tätowierten Arme Vladimir Brokmans verdrängt. Heller wünschte sich, jemand würde den feisten Russen einbetonieren. Oder mit Gewichten an den Füßen im Main versenken. Oder ihm Gift in den Wodka schütten. Dann wäre Heller auf einen Schlag seine 25.000 Euro Spielschulden los, die er in einer unglaublich hartnäckigen Phase des Pechs beim Pokern angehäuft hatte. Und mit ihnen Brokmans Schläger. Doch hier, mehr als tausend Kilometer von Frankfurt entfernt, konnten sie ihn nicht finden. Heller war davon überzeugt, dass sie seine Spur verloren hatten. Das einzige Problem: Heller brauchte dringend Geld. Denn mit kaum 200 Euro, die er noch in der Tasche hatte, ließ es sich nicht lange überleben.

Mürrisch wälzte er sich zur Seite, versuchte an etwas Schönes zu denken, etwa eine hübsche, dunkelhaarige Frau im kurzen schwarzen Kleid, die ihm am Nachmittag auf der Straße aufgefallen war. Dann schlief er ein. Er schlief lange. Bis er ein lautes Klopfen vernahm.

## 5.

*Edmonton, Borough of Enfield, England, März 1810*

Wie die Flügel eines jungen Schmetterlings, der sich geruhsam auf einer Blüte niedergelassen hatte, öffneten sich seine Lider. Sein Herz schlug schnell, erregt von dem süßen Traum, in den er eben noch versunken gewesen war. Hatte er sich gerade noch in seinem Bett gewähnt, so lag er nun in hohem, feucht duftendem Gras, das er weich unter sich spürte. Doch wie mochte er dort hingekommen sein? War er im Schlaf hierher gewandelt? Was geschah nicht alles zwischen Himmel und Erde, Geburt und Tod. Schlafen und Wachen, Träumen und Erleben? Vorstellung und Wirklichkeit flossen ineinander, wie Wasser, Erde, Luft und der unendliche Weltraum.

„Klopf, klopf!“

Keats hob ein wenig den Kopf. Hoch am Stamm, der über ihm aufragte, erblickte er einen Specht, dessen Schnabel rhythmisch in das Holz hackte. Darum herum spannten sich die Äste und Zweige einer alten Buche in alle Richtungen. Erste Knospen grünten an ihren Spitzen. Großmutter hatte erzählt, die Soldaten des Königs hätten vor über hundert Jahren an den kräftigen Bäumen der Gegend Hunderte republikanische Rebellen aufgeknüpft. John schauderte bei dem Gedanken, diese prachtvollen und stolzen Gewächse könnten für solche grausamen Taten missbraucht worden sein, statt als Hort der herrlichen Vögel zu dienen, die sich im Geäst niederließen, Nester bauten und ihre Lieder trällerten. Wie sinnvoll